

Nr. 278 Bydgoszcz / Bromberg, 6. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

III.

Die nächsten zwei Jahre arbeitete Michael bei einem befreundeten Bankier, später in einer großen Holzhandlung, dann wieder im Verwaltungsrat einer großen Bahn. Er lernte Menschen beurteilen und in schwierigen Lagen einen klaren Kopf behalten.

Als Amerika in den Krieg eintrat, sah Michael seinen Vater zum zweitenmal weinen. Er war als deutschfreundlich verschrien und wurde verschiedentlich gewarnt, seine Einstellung nicht allzu deutlich zu zeigen. Krisen kamen und gingen und wurden siegreich überwunden, immer mächtiger und reicher ging die Firma Rauter aus ihren verschiedenen Kämpfen hervor. Vater und Sohn bewohnten um diese Zeit ein schönes Apartement am Riversidedrive, waren aber, so oft es ihre Zeit erlaubte, in ihrem großen Haus in Connecticut, bis sie schließlich ganz und gar aufs Land übersiedelten. Eine alte Haushälterin führte ihnen die Wirtschaft. Sie hatten jetzt viele gesellschaftliche Verpflichtungen und die gemeinsamen Ausflüge in die hohen Wälder an der kanadischen Grenze wurden immer seltener. Die Firma Rauter besaß riesige Wälder und Elektrizitätswerke, Papierfabriken und Bahnen, und es blieb wenig Zeit zu privaten Vergnügungen.

Dann kam ein Silvesterabend, an dem die beiden Rauters eine große offizielle Gesellschaft in einem der schönsten Hotels Newyorks gaben. Unzählige waren eingeladen und brachten ihrerseits wiederum Freunde und Bekannte mit. Unter den letzteren befand sich ein rothaariges, wunderschönes junges Mädchen, das ein Mann namens Lombard eingeführt hatte und das weder einen großen Namen, noch irgendeine gesellschaftliche Stellung besaß, sondern in einem Nachtlokal als Tänzerin auftrat. Ihr Erscheinen erregte Neugier und Geflüster und die sensationshungrige Presse erwähnte am nächsten Tage ihren Namen, Winnifred Bray, und brachte den alten Rauter als ihren Gönner in einen Zusammenhang mit ihr. Michael lachte, als er die Notiz in der Zeitung las. Er lachte nicht mehr, als zwei Wochen später sein Vater von einer Reise aus Mexiko zurückkehrte und ihm etwas verlegen mitteilte, daß er Winni geheiratet habe.

Michael beschloß, um seinen Vater nicht zu verletzen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, aber nie gelang es ihm, zu erfahren, wie diese merkwürdige Heirat zustande gekommen war. Er versuchte es sogar, weiter mit seinem Vater und der neuen Mutter zusammen zu leben, aber seine Nerven hielten es nach kurzer Zeit nicht mehr aus und er nahm sich eine kleine Junggesellenetage in Newyork. Er hatte eine starke Abneigung gegen Winni, die das Geld zum Fenster hinauswarf und ihn in Typ und Benehmen allzusehr an jene Art Mädchen und Frauen erinnerte, die man wegwerfend „Golddigger" nannte. Es war ihr gelungen, den reichen Rauter einzufangen und nach wenigen Wochen schon war es ganz offensichtlich, daß sie nichts weiter als das Geld ihres Mannes interessierte. Der alte Rauter litt sichtlich darunter, daß seine Frau und Michael sich nicht verstanden. Aber beide sprachen nicht über das, was sie bewegte. Beide hatten Angst, sich in die Augen zu sehen, beide scheuten sich vor einer Aussprache, die vielleicht ihr inniges Verhältnis zerstört hätte. Auch ging Michael, auf einmal sich selbst überlassen, jetzt seine eigenen Wege. Er war Ende der Dreißig und viele hatte es oft gewundert, ihn noch immer als Junggesellen zu sehen. Jetzt lernte er Carol kennen. In diesem Herbst gingen die Rauters zum erstenmal seit langer Zeit wieder nach Kanada und wanderten tagelang, wie sie es in ihrer Jugend getan, durch die herbstlichen Wälder, die wie ein goldenes Feuer lohten. In einer Nacht, in der ein wilder Wind den nahenden frühen Winter kündete, saßen sie beide an einem mächtigen Feuer vor einer Blockhütte und bereiteten gerade ihr Abendbrot, als der alte Rauter sich plötzlich umwandte und sagte:

„Mach's gut, Michael. Vergiß nie, daß wir alles unserer Hände Arbeit verdanken. Du warst ein guter Sohn, kleiner Trapper."

Und zum letztenmal hörte Michael seinen Vater lachen, dieses laute vergnügte Lachen, das er stets so geliebt. Dann sank der alte Rauter vornüber, gerade so, als wollte er sich nur die Hände an dem hellbrennenden Feuer wärmen, und bevor Michael die schwere große Gestalt auffangen konnte, war sein Vater tot.

Michael blieb allein in den Wäldern, in denen er seinen Vater begrub. Erst zwei Wochen später kehrte er in die Stadt zurück, anders, härter und sehr allein. Und dann stellte es sich heraus, daß Karl Rauter seinen gesamten Aktienbesitz, alles, wie es ging und lag, Winni Bray, seiner zweiten Frau, hinterlassen hatte. Michael war auf ein Pflichtteil gesetzt. Er konnte es nicht fassen, glaubte es nicht, hielt es wie alle anderen für völlig unmöglich, daß Karl Rauter sein Lebenswerk anstatt dem geliebten Sohn, der es hatte aufbauen helfen, einem rothaarigen Girl vermacht hatte, das niemals für die Arbeit ihres Mannes Interesse gezeigt.

Sein Erbe, das Werk seines Vaters, dessen Entwicklung und Ausbau seine Lebensaufgabe war . . . es war ganz einfach unausdenkbar. Er versuchte, Winni zu erreichen, es hieß, sie sei mit ihrem Anwalt in Europa. Er sprach mit den Beratern seines Vaters. Das Testament trug die Unterschrift Karl Rauters, von Allan Lombard, einem kleinen Anwalt, als Zeugen beglaubigt.

Es gab nur eine einzige Möglichkeit, Winni Rauter zu einer Aussprache zu veranlassen. Wenn sie Geld wollte. Sie sollte es haben, sie sollte seinetwegen ein fürstliches Leben führen, nur die Aktien sollte sie ihm überlassen.

Michael hatte sich einen Plan zurechtgelegt, einen klugen, mit zwei erstklassigen Anwälten durchgesprochenen Plan, als er sich im Hotel „George V." in Paris unerwartet Winni und Lombard gegenübersah, die ihm mitteilten, daß sie vor fünf Tagen geheiratet hätten. Es kam zu einem erregten Wortwechsel, in dem Lombard die Vorschläge Michaels als lächerliche Angebote zurückwies. Ein Wort gab das andere. Michael wußte nun, daß Winni nur ein Werkzeug in einem abgekarteten Spiel war, durch das Lombard ihm sein Erbe gestohlen hatte. Plötzlich nahm Lombard eine Pistole aus der Tasche, wahrscheinlich nur, um ihn herauszufordern. Ihn aber verließ die Besinnung. Er griff seinerseits zur Waffe, legte an und feuerte. Aber der sonst so sichere Schütze verfehlte sein Ziel. Lombard war es durch seine blitzschnelle Wendung gelungen, daß die für das Herz bestimmte Kugel ihn nur oberhalb der Schulter traf.

Alles, was dann geschah, blieb für Michael unerklärlich. Er wurde abgeführt ins Untersuchungsgefängnis, wo er über die gewöhnliche Frist hinaus blieb. Er sah seinem Prozeß kalt entgegen. Schön, er hatte versucht, Lombard in Notwehr zu erschießen, man würde ihn verurteilen, aber die Welt würde endlich die Wahrheit erfahren. Leute kamen und gingen. Was ihn verwunderte und erbittete, war, daß seine amerikanischen Anwälte nicht zugelassen wurden. Oder waren sie auf sein Kabel hin überhaupt nicht erschienen, hatte Lombard es verstanden, sie zu bestechen? Er, der jetzt reicher und mächtiger war als Michael und über alle Mittel der Rauterwerke verfügte. Michael kannte sein Land und seine Leute, wußte, daß man mit Bestechungen vieles erreichen konnte, wußte, daß Lombard fähige Leute brauchte, um sein Werk weiter zu leiten, und daß er denjenigen, die bisher an ihm, Michael, und seinem Schicksal interessiert waren, nur große Stellungen zu versprechen brauchte, um sie für sich zu gewinnen. Oh, er konnte ihnen den Mund stopfen, konnte Richter und Anwälte und die Presse und die öffentliche Meinung kaufen. Nichts leichter als das, wenn man genügend Geld besaß und genügend Einfluß, Männer auf große Posten zu erheben. Was für eine rührende Geschichte es werden würde von dem alten Rauter, der seiner letzten Liebe alles vermacht, und dem neidischen Sohn, der die Stiefmutter schon immer gehaßt hatte.

Er sprach recht schlecht Französisch und von dem offiziellen Verteidiger, den man ihm gab, hielt er nichts. Hin und wieder kam der Gefängnisarzt Pierre Duval zu ihm, zumindest gab er sich als Gefängnisarzt aus. Michael haßte diesen kleinen eleganten Mann und seinen schwarzen Schnurrbart, sein Monokel, alles an dem Kerl, und war alles weniger als freundlich zu ihm. Ein- oder zweimal, als ihm Duvals Gegenwart zu sehr auf die gereizten Nerven ging, warf er ihn kurzerhand hinaus.

Es machte ihn immer ungeduldiger, daß der Prozeß scheinbar hinausgezögert wurde. Dann kam ein Morgen, an dem Lombard in seiner Zelle erschien und ihm mitteilte, daß Winni, um den Namen Rauter keinen Abbruch zu tun, darauf bestanden hätte, einen Prozeß zu unterdrücken. Er, Lombard, sei schließlich einverstanden gewesen. Es würde also zu keinem Prozeß kommen. Pierre Duval, der bekannte Irrenarzt, habe inzwischen auch feststellen können, daß Rauter absolut unzurechnungsfähig sei. Mit anderen Worten: verrückt. Und es kam zu keinem Prozeß. Karl Rauters schwer verdientes Geld arbeitete erfolgreich gegen einen ohnmächtigen Erben. Man erklärte Michael Rauter laut erstklassiger und hochbezahlter Gutachten für verrückt und er wurde in eine französische Irrenanstalt eingeliefert . . ., in der er zweifelsohne ohne Ammersfort, dem ein Zufall die freiwerdende Stelle des Leiters bescherte, noch heute ohnmächtig und hilflos eingesperrt sitzen würde. In den fünf Jahren der Einsamkeit verstärkte sich der Haß Michaels gegen den Dieb, den Schurken, den Betrüger Allan Lombard, der es nicht nur verstanden hatte, ihm alles zu nehmen, sondern ihm die beste und tatkräftigste Zeit seines Lebens gestohlen und ihn wie einen tollwütigen Hund kraftlos und rechtlos eingekerkert hatte.

Michael, an der Reling lehnend, lachte plötzlich auf. Keine Ahnung hatte Allan Lombard, daß er sich auf freiem Fuß befand, daß sein für immer erledigter Todfeind als Rächer nach Amerika fuhr, um ihn zu fassen.

Die Wogen klirrten an das Schiff, das ruhig und sicher in dem Toben der Elemente seinen Kurs hielt. Michael warf einen Blick auf die schwach erhellte Kommandobrücke. Noch vier Tage, dachte er, vier Tage. Er verließ das schlüpfrige glatte Deck, und ohne von jemandem gesehen zu werden, trat er in seine Kabine.

*

Edith hörte den leisen und doch festen Schritt, mit dem Michael Rauter seine Kabine betrat, und sie wunderte sich flüchtig, was er so spät in der Nacht außerhalb seiner Kabine zu tun gehabt hatte, nachdem er ihr mitgeteilt, daß er stets unter Seekrankheit litt. Die letzten Stunden waren für sie recht schlimm gewesen. Sie hatte Leute, die über Seekrankheit klagten, stets verlacht, sie hatte ganz einfach keine Vorstellung besessen, was das hieß, halb schwindlig, mit einem blutlosen Kopf, todelend von den Schwankungen des Schiffes herumgeworfen zu werden.

Land, dachte Edith, wenn ich nur aussteigen könnte, wenn ich nur nicht auf diesem verfluchten Schiff sein müßte, ach, warum bin ich überhaupt gefahren? Erst als der Morgen graute, schlief sie ein, und als sie erwachte, war es bereits elf Uhr. Sie fuhr erschrocken hoch. Nebenan schien alles still zu sein, aber nach einer Weile hörte sie, wie Miller sein Radio ausprobierte. Sie bestellte sich das Frühstück in ihre Kabine, aber sie konnte nur wenig essen. Das Schiff schaukelte noch immer. Sie zog sich langsam an und schwankte durch die Flure und die Treppen hinauf auf das Promenadendeck und ließ sich erschöpft auf ihren Stuhl fallen. Eine weiße Leine spannte sich jetzt durch das Deck, den Passagieren als Geländer bei ihren Rundgängen dienend. Die meisten der Reisenden lagen etwas blaß auf ihren Stühlen und die Stewards servierten große Wassergläser und kleine Eisstückchen. Nur ein paar Unermüdliche machten ihre täglichen sechs Kilometer, von den anderen neidisch und müde beobachtet. Lombard erschien nicht und Edith, die sich auf sein lustiges Gerede gefreut hatte, fühlte sich noch elender. Sie machte den Versuch, aufzustehen, als der Gong zum Mittagessen ertönte. Als sie aber sah, daß die Mehrzahl der anderen Gäste sich den Lunch hier oben, wo es wenigstens frische Luft gab, servieren ließen, torkelte sie wieder auf ihren Stuhl zurück. Der Steward, ein schon älterer Mann, gab ihr väterliche Ratschläge, erklärte Alkohol und Kaffee für besonders schädlich und brachte ihr schließlich ein Stückchen kaltes Huhn, Stangensellerie und Obst.

Dann duselte Edith ein und erwachte erst, als Lombard sie leise an die Schulter tippte und lachend sagte: „Seit fast zwei Stunden bewache ich als treuer Wächter Ihren Schlaf. Müde oder gar seekrank? Armes Kind, war das der Grund, warum Sie mich gestern versetzten?"

Edith nickte. Ihr war hundeelend.

„Das geht vorbei", tröstete Lombard. „Nach zwei Tagen haben Sie sich schon ganz daran gewöhnt. Passen Sie auf."

Edith wies auf die schwankende weiße Leine vor sich und murmelte: „Aber man scheint doch Sturm zu befürchten."

„Nicht so schlimm, kleines Mädchen. Hören Sie, Seekrankheit kann man am besten durch Suggestion kurieren. Sie sind von jetzt an ganz einfach nicht mehr seekrank. Stehen Sie auf und laufen Sie auf meinen Arm gestützt mal ein bißchen herum."

Das war jedoch leichter gesagt als getan. Er duldete aber keine Widerrede, sondern führte sie spazieren. „Und heute abend", sagte er, „machen wir uns schön, wunderschön, und ganz einerlei, was Herr Miller befiehlt, ich lade Sie ein und Sie werden kommen."

Heldenmütig versuchte Edith gegen sieben Uhr in ihre Kabine zu gelangen und ihren Pullover mit dem seidenen neuen Abendkleid zu vertauschen, aber es wurde ihr sofort wieder schlecht und panikartig stürzte sie von neuem aufs Deck. Eine Stunde später kam Lombard im Smoking vorüber.

„Ich habe Sie überall gesucht„, sagte er, „wo stecken Sie denn nur? Geht es wirklich nicht?"

Edith schüttelte traurig den Kopf. Sie hätte sich gern angekleidet und wäre mit Lombard im Speisesaal erschienen. Er schüttelte etwas hilflos den Kopf, bot ihr an, mit ihr oben zu essen, aber das wiederum wollte Edith nicht, und er ließ sich ganz gern überreden. Schließlich war es kein reines Vergnügen, seekranken kleinen Mädchen Gesellschaft zu leisten.

Immer stärker wurde der Sturm.

Immer wilder tobten die nordöstlichen Winde.

Mächtig preschten die Wogen heran. In der dritten Klasse wand sich eine junge Frau in verfrühten Wehen. Oben im Salon rutschte dem Geiger der Bogen über die Saiten, ein schriller Mißakkord und die Kapelle hörte auf zu spielen. In den festgeschraubten Stühlen in der Bar saßen vier Männer und spielten Karten. Aber Geld und Spielmarken rollten alsbald auf dem Boden herum. Im Wintergarten standen Tische und Stühle mit Stricken zusammengebunden in einer Ecke. Ein kleiner alter Mann im Touristensalon glitt aus und brach ein Bein, das nie wieder heilte. Im Maschinenraum schwitzten halbnackte Männer und im Zwinger hoch oben heulten die Hunde vor Angst. Eine Welle kam und schlug drei Rettungsboote aus ihren eisernen Seilen. Eine andere zerstörte die Fenster des Promenadendecks. Glas klirrte. Die „Sherry Netherland“ flog auf und nieder, ein Spielball der Elemente, trotz ihrer fünfundvierzigtausend Tonnen nur ein kleines Schifflein auf aufgewühlter unendlicher See.

(Fortsetzung folgt.)

Ta-fu — der große Wind!

Ein Erlebnis von Joseph M. Velter.

Von Si-zsa-tun (das heißt aus dem Ussuri-Chinesischen übersetzt: „Soldatenstadt der westlichen Kreise“) waren wir, mein Gefährte Hornberg, unser udechesischer Führer Palunga und ich, den Ufern des Imache abwärts folgend durch die menschenleeren, unendlichen Waldwüsteneien der Bao-lin-Berge gezogen, froh, dieser Stadt entkommen zu sein. Sie bestand aus vier verfallenen Jägerhütten, in denen Mansen, verkommene Chinesenmischlinge hausten, angeblich als Fallensteller, doch hatten wir sie sehr im Verdacht, daß keineswegs Zobel, Fuchs und Kabarga ihre Opfer waren, sondern die „Schwäne“, die koreanischen Pelzjäger, die sie, wie so mancher Taigabandit, heimlich vom Herbst bis zum Frühling belauern, um sie dann aus dem Hinterhalt niederzuschießen und sie um den Ertrag ihrer Fellausbeute zu bringen. Jetzt war die Jahreszeit nicht dafür geeignet. Die Mansen verbrachten ihre Tage mit Fischen und Würfelspiel. In der Nähe der Hütten hatten wir einen Haufen großer Fische liegen sehen. Drei Hunde bewachten ihn vor dem Zugriff gieriger Krähen, die rings auf den Wipfeln der Fichten und Schwarzbirken kauerten und von Zeit zu Zeit einen ergebnislosen Vorstoß nach den verlockend aufgestapelten Bissen unternahmen.

Das Bild dieses Fischhaufens veranlaßte mich acht Tage später, mein Angelgerät wieder einmal fertig zu machen. Palunga hatte uns zu einer altersschwachen Powarnaja (Schutzhütte) am Fuß des Berges geführt, vor dem sich meilenweit ein Sumpf ausbreitete. Fern hinter den niedrigen, kriechenden Weidenbüschen, dem Schilf, den von grünen Algen überzogenen Schlamm- und Wasserlöchern mußte der Imache sein Wasser zu Tal treiben, uns unerreichbar. Jenseits des Berges indes, an dessen Fuß die Powarnaja stand, rauschte ein Flüßchen über Kies und Felsterrassen nieder, und dort gedachte ich mein Heil mit der Spinngerte zu versuchen. Unserer eintönigen Küche tat eine Abwechslung bitter not, und die Lenokforellen und Muksuns mit ihrem zartrosa Fleisch lockten nicht wenig.

Den ganzen Tag angelte ich, aber es wollte nichts Rechtes werden. Das Wetter war wohl schuld, daß die Fische nicht raubten. In dem schmalen Talkessel, durch den das Flüßchen sich über Gestein und durch enge Schluchten seinen Weg gebahnt hatte, stand eine gegen Nachmittag fast unerträglich schwüle Luft. Der Himmel spannte sich mit einem fahlen Blau darüber, unter dem gelbliche Schleier hinzogen. Die Taiga hüben und drüben lag wie erstorben. Starr ragten die Lärchen auf, reckten die Birken und Ahorne ihre Zweige in die schwüle Luft. Kein Vogelruf war hörbar.

Plötzlich stand Palunga, der Udechese, neben mir. Im Rauschen der Wasser hatte ich ihn gar nicht kommen hören. „Es muß eins sofort kommen!“ forderte er mich dringend auf. „Ta-fu, der große Wind, wird bald blasen!“

Eilig packte ich mein Zeug zusammen. Überraschte uns der Sturm hier in der Taiga, so konnte es uns vielleicht das Leben kosten. Einmal hatten wir einen solchen Taifun mitgemacht, das unvorstellbare Toben erlebt, gesehen, wie Hunderte, Tausende von Bäumen wie Streichhölzer knickten und zusammenstürzten. Wenn wir damals nicht eine schützende Felsschlucht gefunden hätten — wer weiß, wie es uns ergangen wäre!

Wie gejagt hetze ich mit dem Udechesen über den Bergkamm zurück nach der Powarnaja. Als wir sie erreichen, steht eine schwarze, gelblich angeleuchtete Wolkenwand am Himmel. Hornberg empfängt mich kopfschüttelnd. „Das ist noch einmal gut gegangen!“ meint er. „Höchste Zeit, daß du kamst!“

Aber er täuscht sich. Die Nacht vergeht, ohne daß der Sturm losbricht. Gegen sieben Uhr morgens wird es heller, spät kommt die Sonne, ihr Stand ist nur zu ahnen. Ein fahler Schein spielt dort hinter dem Schwarz der Wolken.

Immer noch rührt sich kein Windhauch. In der Nacht hat es überraschenderweise gefroren. Die Gräser vor der Hütte klirren wie Glas, wenn der Fuß sie anrührt. Lautlos, wie im Todesschlaf, breitet sich der Sumpf vor uns aus. Kein Vogel ruft, keine Ente, kein Wasserhuhn läßt sich sehen. Etwas Drohendes, Unheilverkündendes liegt über der öden Landschaft. Unendlich langsam, bleiern vergehen die Stunden. Wir machen uns hier und dort zu schaffen, sehen die Gewehre nach, ziehen die Läufe durch, schließlich kauern wir uns nieder, suchen Nadel und Faden hervor, um Wäsche und Strümpfe auszubessern. Kein Wort fällt dabei. Der Udechese hackt Holz, immer neue Birkenscheite bringt er in Bündeln herein. Hat er die Absicht, hier tagelang zu feuern?

Am frühen Nachmittag schon beginnt es zu dunkeln. Plötzlich erschreckt uns ein furchtbarer Donnerschlag. Wir treten vor die Tür. Es beginnt zu schneien in dünnen, körnigen Flocken. In die Hütte strömt eisige Luft. Nach wenigen Minuten hört das trockene Rieseln wieder auf.

Der Abend kommt. Immer noch ist vom Sumpf her kein Laut zu hören. Die Enten und Gänse schweigen, der gespenstische Ruf der Rohrdommeln der sonst um diese Stunde durch die Ödnis schallt, das höhnische Gelächter der Käuze, die des Abends um die Powarnaja geistern, bleibt aus. Niemand von uns mag was essen. Nur Tee trinken wir mehr als sonst und müssen den großen Kessel noch ein zweites Mal aufsetzen.

Da, es mag gegen acht Uhr gehen, läßt ein hoher, schriller Laut uns aufhorchen. Aus dem Berg scheint er zu kommen, unvorstellbar hoch und schrill gellt er eine Weile, dann sinkt die Tonlage tiefer, sie gleitet ab, und nun ist es, als schreie ein gewaltiges Tier in letzter Todesangst auf. Heulend fährt ein Windstoß um die Powarnaja. Im nächsten Augenblick aber ist die ganze Luft erfüllt von wildem Schreien, von gellendem Gelächter und einem unablässigen Donnern und Brausen. In der Taiga hinter uns kracht und splittert es, dumpf schlägt etwas auf das Dach der Hütte. Wir stürzen hinaus. Eisiger Sturm packt uns und wirft uns gegen die Wand der Powarnaja.

Mühsam arbeiten wir uns bis zur Ecke, die den Blick in die Berge freigibt — und dann sehen wir: über den Kamm hinweg heult der Sturm, Staub und Gestein sprühen, weiter rechts aber wirbeln Bäume und Sträucher in der Luft. Ein aus Staub, Erde, Laub und Reisig gebildeter, kreiselnder Trichter wandert hangabwärts. Überall dort, wo seine Mündung die Erde berührt, reißt er das Baumwerk aus und wirbelt es in die Luft. Ununterbrochen kommen helle, krachende Laute von dort herüber und mischen sich in das rasende Heulen des Sturms.

Wir sehen nach unseren Pferden. Sie haben sich auf die Erde niedergeworfen. Den Kopf ins Gras gepreßt, die Ohren zurückgelegt, so liegen sie da mit verdrehten Augen, aus denen das Weiße leuchtet.

Jetzt zuckt Blitz auf Blitz, dem sekundenschnell krachender Donner folgt. Mit schrillem Heulen stürzt sich der Sturm von neuem hangabwärts. Die kreiselnde Windhose hat sich aufgelöst. Die schwarzen Wolken scheinen sich noch tiefer gesenkt zu haben. Und dann ist mit einem Schlag die Luft

voller Schnee. In ungeheuren Mengen peitscht der Sturm ihn vorüber, im Augenblick fast ist von der Hütte, die nur wenige Schritte von uns entfernt steht, nur mehr ein Schatten zu sehen.

Wir flüchten zurück in den Raum. Durch die offene Tür sehen wir den Schnee wie eine weiße, rasend schnell bewegte Wand, die alle Sicht nimmt. Im Augenblick liegt er fußhoch. Eisig pfeift der Wind herein. Wir schließen die Tür. Die Powarnaja zittert und bebt — und doch steht sie im Schutz des Berghangs, der den stärksten Anprall des Sturmes gebrochen hat. Um die Ecken heult der Wind, das Dachwerk klappert. In dünnen, kaum sichtbaren Wölkchen rieselt Schnee nieder und schichtet sich im Lauf der nächsten Stunden in der Mitte der Hütte fast fußhoch auf. Palunga schürt das Feuer, aber es brennt kaum noch. Beizender Rauch durchzieht die Hütte.

Gegen Mitternacht erst läßt das Heulen des Sturmes nach. Draußen liegt der Schnee fast meterhoch — und das im Monat Juni. Gegen Morgen aber klärt sich der Himmel auf und steht strahlend blau über der Bergwelt und den Sümpfen, in denen das Vogelvolk wieder lebendig geworden ist. Drei Tage später ist auch der letzte Schnee geschmolzen, und die Sonne scheint sommerlich warm auf uns herab.

Ein Dichter wird von fünfzig Küssen bedroht.

Als im Jahre 1848 der Dichter Lamartine Präsident der provisorischen Regierung in Paris war, erzwangen sich einmal eine Anzahl Abgesandte der „Vesuviennes", einer Vorform der heutigen russischen „Flintenweiber", eine Audienz bei ihm, indem sie ohne weiteres in das Zimmer des Stadthauses drangen, das Lamartine als Arbeitszimmer benutzte. Nun waren aber diese „Vesuviennes" zu damaliger Zeit dasselbe, was man zu anderen Zeiten der französischen Geschichte „Trikoleusen" und wieder zu anderen „Petroleusen" genannt hat, nämlich Damen von nicht zu bestreitender Unerschrockenheit und Tatkraft, aber im großen und ganzen jedes weiblichen Liebreizes bar. Der Dichter-Präsident war daher von diesem ungebetenen Eintritt alles weniger als angenehm berührt. Doch behielt er seine Höflichkeit und erkundigte sich nach den Wünschen der Damen. Alsogleich ergriff denn auch die Sprecherin das Wort:

„Bürger", begann sie mit aller Liebenswürdigkeit, deren sie fähig war, — „der Klub der Vesuviennes schickt uns als Abgesandte zu Ihnen, um Ihnen uneingeschränkte Bewunderung auszudrücken. Wir sind unser fünfzig und haben Befehl erhalten, als Zeichen unserer außerordentlichen Hochachtung Sie der Reihe nach zu küssen!"

Die Haltung und Miene, mit der die über zwei Zentner schwere Holde diese „Drohung" aussprach, ließ dem armen Präsidenten nur zu deutlich erkennen, daß er auf keine Gnade zu rechnen habe und mit einer Abweisung nicht durchdringen würde. In dieser Gefahr zeigte er jedoch, daß er ein ebenso guter Diplomat, wie Dichter war.

„Bürgerinnen", begann er mit ausgezeichneter Höflichkeit, ohne zu zögern, — „empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die freundliche Gesinnung gegen mich, die Sie da zum Ausdruck bringen. Erlauben Sie mir nur, Ihnen in größter Hochachtung zu bemerken, daß Damen wie Sie, ausgesprochene Patriotinnen, nicht länger dem schwachen Geschlecht zuzuzählen sind, sondern, daß Sie Männer, ehrenwerte, uns gleichstehende Männer sind. Männer aber küssen einander nicht, sondern äußern ihre Zuneigung durch einen kräftigen Händedruck. Gestatten Sie also, daß ich Ihnen die Hände schüttele!"

Damit ging er von einer zur anderen und schüttelte ihnen bieder und herzhaft die Hände, froh, der ihm zugedachten Liebkosung entgangen zu sein.



Bunte Chronik



Proteste gegen zu lange Küsse.

In Amerika ist von Sachverständigen oftmals darüber gestritten worden, wie lang der berühmte, fast in keinem Film fehlende Kuß sein müsse. Man hat die Dauer solcher innigen Liebesbezeugungen gleichsam mit der Stoppuhr gemessen und dann Vergleiche zum praktischen Leben gezogen, wobei sich oftmals starke Übertreibungen beim Film feststellen ließen. Paris, das sonst nicht in dem Ruf steht, prüde zu sein, hat sich in diesen Tagen über die gleiche Angelegenheit sehr empört. In einem Lichtspieltheater in der Nähe des Boulevard Saint-Michel wurde ein Film aufgeführt, in dem eine übermäßig lange Kuß-Szene enthalten war. Würdige Mütter wollten so lange wegsehen, aber als sie ihre Augen wieder auf die Leinwand richteten, war die Szene immer noch nicht beendet. Da wurden im Zuschauerraum laute Protestrufe laut, die besonders von älteren Damen und — von jungen Studenten ausgestoßen wurden. Der Kinobesitzer rief schließlich die Polizei zu Hilfe. Einige Studenten wurden festgenommen, aber nachdem sie bei der Polizei ihrer Entrüstung über so „erlogene und lebensunwahre" Küsse ausgedrückt hatten, wieder freigelassen.

*

Neuer Rembrandt entdeckt!

Bei einer öffentlichen Kunstversteigerung in Brüssel kam unter anderem auch ein unscheinbares und beschmutztes Gemälde unter den Hammer. Ein kunstverständiger Privatmann interessierte sich für dieses von den Interessenten als „alter Schinken" bezeichnete Bild und erstand es für 100 Franken. Bei der gründlichen Reinigung traten blaue, rote und braune Farben leuchtend hervor und in einer Ecke wurde der Name Rembrandts sichtbar. Kunstverständige stellte ndan nfest, daß es sich in der Tat um ein altes, seit 200 Jahren verschwundenes Werk des holländischen Meisters handelte. Es stellt „Rahel ihre Kinder beweinend" dar.



Lustige Ecke



Der Wunsch.



„Schreib mir nun jede Woche, Alfred, wenigstens aber eine Postanweisung."

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.